

## Mundartenkunde und Sprachgeschichte

Nachdem Theodor Frings in den bekannten "Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden" bei den Formen *gān/gēn* festgestellt hat, daß "die geschriebene Überlieferung des Mosellandes und der südlich angrenzenden Gegenden ... in gleichem Sinne" sprechen, heißt es: "So wertvoll diese Unterbauung unserer Ausführungen, so wertvoll auch die gegenseitige Belichtung erscheinen mag, in die wir damit Dialektgeographie und schriftliche Überlieferung gerückt sehen: wir könnten ihrer im Notfalle entbehren".<sup>1</sup>

Dieser Gesichtspunkt der "gegenseitigen Belichtung" war damals nicht so selbstverständlich, wie er heute erscheinen mag. — Georg Wenker selbst war, als er 1876 — also vor genau 100 Jahren — zum ersten Mal seine Sätze hinausgeschickte, von der positivistisch-junggrammatischen Überzeugung ausgegangen, die Sprachgesetze hätten eine absolute Gültigkeit, und er beabsichtigte, durch seine Befragung nachzuweisen, daß unter denselben Bedingungen in allen Wörtern dieselben Änderungen eintreten. — Daß sich gerade im rheinischen Gebiet, wo Wenker aus guten Gründen seine Untersuchung zuerst durchführte, ein völlig anderes Bild herausstellen mußte, sei nur nebenbei bemerkt; wichtiger ist, daß in junggrammatischen Kreisen das Primat der Sprachgeschichte und deren Gesetze, die von den Befunden in den Mundarten als erwiesen galten, noch lange erhalten blieben. So lautete es noch ein paar Jahre nach den ersten Untersuchungen Wenkers in den "Morphologischen Untersuchungen" IX: "In allen lebenden volksmundarten erscheinen die dem dialect eignen lautgestaltungen jedesmal *bei weitem consequenter* durch den ganzen sprachstoff bei ihrem sprechen innegehalten, als man vom studium der älteren bloß durch das medium der schrift zugänglichen sprachen her erwarten sollte."<sup>2</sup>

Auch galten die Mundarten selbst bisher als in dem Sinne geschichtlich bestimmt, daß sie die Sprache der alten Stämme, Bayern, Schwaben, Alemannen, Franken, Thüringer, Sachsen, waren, und noch 1895 konnte Wenkers berufener Kritiker, Otto Bremer, sagen: "Die Grenzen haben sich seit den Zeiten Clodwigs nicht erheblich verschoben."<sup>3</sup> — Die mundartlichen Eigentümlichkeiten wurden demnach als ethnische Besonderheiten aufgefaßt; man darf in diesem Zusammenhang an Eduard Wechslers "Artikulationsbasis" erinnern, die er begrifflich von Eduard Sievers' "Operationsbasis" übernommen hatte und die als ererbte Eigenschaft

galt.<sup>4</sup> – Daß dieser Gesichtspunkt in unserer Zeit kaum als völlig überholt gelten kann, bezeugt eine Arbeit von R.W. Thompson und L.F. Brosnahan aus dem Jahre 1959, die vorgibt erwiesen zu haben, daß Volksgruppen mit einem Übergewicht der Blutgruppe 0 besonders viele dentale Spiranten in ihrer Sprache haben.<sup>5</sup> – In diesem Zusammenhang ist es wohl auch nicht ganz abwegig, Chomskys "Intuition" als ererbte Fähigkeit am Rande des Blickfeldes zu behalten.

Seit Heinrich Morf, Ferdinand Wrede, Karl Haag, T. Ramisch und nicht zuletzt seit Karl Bohnenbergers "Über die Ostgrenze des Alemannischen"<sup>6</sup> ist man sich wohl aber im großen und ganzen darüber einig, daß es sich mit den Mundarten völlig anders verhält; daß ihre Grenzen häufig die alten Stammesgebiete durchqueren und daß, wenn sie tatsächlich mit den Stammesgrenzen zusammenfallen, dies die Folge von menschlichem Verkehr und von politischer und geistlicher Verwaltung ist.

Auch der Begriff "Mundart" und nicht zuletzt der der "Mundartgrenze" gerieten vorübergehend in Fluß. Der Umstand, daß der erwartete gesetzliche Zusammenfall der mundartlichen Lauterscheinungen und die sich z.T. durchkreuzenden Tendenzen führten zu einem radikalen Zweifel an der Berechtigung dieser Begriffe. Am bekanntesten ist wohl hier die Äußerung des Franzosen Gaston de Paris: "Il n'y a réellement pas de dialectes, il n'y a que de traits linguistiques qui entrent respectivement dans des combinaisons diverses".<sup>7</sup> – Diese radikale Opposition gegen die übernommenen Begriffe wurde durch die weitere Forschung allmählich gemäßig, und als immer noch gültig kann wohl eine modifizierte Formulierung von Karl Haag stehen: "Größere Kernlandschaften mit weitgehender Gleichartigkeit sind getrennt durch eine Reihe kleinerer Landschaften, die stufenweise von einer zur anderen hinüberleiten."<sup>8</sup> – "Mundart" und "Mundartgrenze" decken also immer noch Realitäten; statt scharf trennender Linien treten aber Bündel von Isophonen, Isomorphen und Isoglossen, die mehr oder weniger parallel laufen, manchmal dicht, manchmal weiter auseinander, nur in den seltensten Fällen mit faktischem Zusammenfall.

In ihrem weiteren Verhältnis zur Sprachgeschichte ist die Mundartforschung nicht ganz unproblematisch geblieben. Die flächenhafte Betrachtung der Sprache, die sich durch Ferdinand de Saussure und die Genfer Schule vor allem in Frankreich stark geltend machte, führte zu einer gewissen Selbstgenügsamkeit der Mundartforschung, die eine Gegenüberstellung von Mundart und älteren Sprachstufen ablehnte. So ist Wenkers französischer Kollege, Jules-Louis Gilliéron – der für seine Untersuchungen bekanntlich ein völlig anderes Verfahren wählte – dafür bekannt,

daß er die geschichtliche Sprachbetrachtung ablehnte; aber seine bekannten Routinen, "configuration" (Verteilung der Formen auf einer Einzelkarte) und "superposition" ("Übereinanderlegen", d.h. Vergleich zwischen mehreren Karten) enthalten trotzdem unzweifelhafte Elemente der Diachronie, und wohl mit einigem Recht sagte dann auch Millardet von ihm, er gehöre zu "ces enfants ingrats qui battent leur nourrices".<sup>9</sup>

Die eingangs zitierte Äußerung von Theodor Frings deutet in diesem Zwiespalt eine gewisse Synthese an: "wir k ö n n t e n i h r e r ... e n t - b e h r e n" betont allerdings die Priorität der Synchronie, "im Notfall" macht aber dabei eine gewisse Konzession an die Sprachgeschichte, und "gegenseitige Belichtung" setzt als gegeben voraus, daß alles in allem Mundartforschung der Sprachgeschichte und historische Sprachforschung der Mundartenkunde dienen können.

Diese Präsentation von womöglich zum großen Teil Bekanntem schien mir notwendig, um zur aktuellen Fragestellung zu gelangen: In welchem Maße kann h e u t e — 100 Jahre nach Wenkers erstem Vorstoß und über 50 Jahre nach der zitierten Äußerung von Frings — die Mundartforschung unsere Einsichten in die Entwicklung der Sprache vertiefen?

Die Auswirkungen der synchronischen Sprachbetrachtung sind bekannt und beachtenswert: 1. Synchronie wurde im großen und ganzen als gleichwertig mit Erforschung der Gegenwartssprache angesehen, und diese Forschungsrichtung hat sich bis heute als fruchtbar erwiesen.

2. Saussures Forderung nach einer Diachronie als synchronischer Erforschung der zeitlich übereinandergelagerten Sprachsysteme hat in erster Linie für Handbuchdarstellungen, weniger für die eigentliche Forschung Bedeutung gewonnen. — Jedenfalls ist man kaum über die Erforschung von Teilsystemen der einzelnen Epochen hinausgelangt — aus dem einfachen Grunde, weil eine Methode, die ein ganzes Sprachsystem mit einschließen sollte, zu umständlich, schwerfällig und zu sperrig wäre. — Historische Sprachforschung ist deswegen im großen und ganzen in althergebrachter Weise betrieben worden.

Eine der heutigen Sprachtheorien mit den dazugehörigen methodischen Grundansichten verdient besondere Erwähnung: die generative Transformationsgrammatik. Weil diese Theorie Generierung von (Basis-)Sätzen voraussetzt und mit Transformationen dieser Sätze in neue Sätze — überhaupt mit Strukturen verschiedener Tiefe — rechnet, kann sie im striktesten Sinne nicht synchron sein. In der GT-Grammatik findet man dann auch gelegentlich Feststellungen wie: Struktur X ist ursprünglich die Struktur Y, bzw. geht auf eine ursprüngliche Struktur Y zurück oder entsteht aus der Struktur Y. Was heißt nun hier "ursprünglich", was heißt

“zurückgehen auf”, was heißt “entstehen aus”? – Ich weiß es nicht, ich möchte nicht sagen: *m a n* weiß es nicht, weil ich auch nicht weiß, ob “*man*” es weiß oder nicht. – Die Unsicherheit – falls da wirklich eine Unsicherheit besteht – müßte dadurch zu erklären sein, daß *man* sich nicht darüber klar ist, in welcher Dimension sich “Generierung” bzw. “Transformation” vollziehen: 1. Sind die Vorgänge als zeitlich zu definieren, und vollziehen sie sich in der *Langue* bzw. in der Kompetenz, dann ist “Generierung” nicht grundverschieden von “Genese” und “Transformation” etwa gleich “Veränderung”. 2. Sind die Vorgänge zeitlich und vollziehen sie sich in der *Parole* bzw. der Performanz, haben wir es eher mit Fragen der Ausdrucksgestaltung des Einzelsprechers auf Grund vorliegender bewußter, un- oder halbbewußter Systembeherrschung zu tun. 3. Vollziehen sich die Vorgänge in einer nicht-zeitlichen Dimension, wüßte ich sie nicht klar zu erfassen weder als Sache der *Langue*/Kompetenz noch als Sache der *Parole*/Performanz. Sie ergeben sich als abstrakte Korrelation, und die entsprechende Sprachbeschreibung als fiktiv oder imaginär. (Diese Kennzeichnung darf nicht als abwertend betrachtet werden.)

Die Wahl einer der beiden ersten Möglichkeiten wird dadurch erschwert, daß die *R i c h t u n g* der Vorgänge im Sinne der GT z.T. in direktem Gegensatz zur nachweisbaren Genese oder geschichtlichen Entwicklung steht; mit anderen Worten: Die Vorgänge erhielten wohl ein Element der Diachronie, aber keiner *w a h r e n* Diachronie. – Die zweite Möglichkeit, die Vorgänge mit der Entstehung des Ausdrucks im sprachlichen Prozeß, dem sogenannten Sprechakt, in Verbindung zu bringen, verbietet sich wohl dadurch, daß sie bei den Vertretern der GT selbst auf Widerstand stoßen würde.

Die Frage verkompliziert sich durch eine aprioristische Festlegung der Transformations *r i c h t u n g*, indem von vornherein entschieden wird, welche Struktur als die tieferliegende zu gelten hat. Durch T-Regeln entstehen Sätze aus anderen Sätzen, wobei als Bedingung nur genuine strukturelle Beziehung und als Ziel möglichst einfache Beschreibung gefordert wird. Indem allmählich die Forderung nach der jeweiligen Struktur zugrundeliegenden *K e r n s ä t z e n* mit dem Einfachheitsprinzip in Konflikt geriet<sup>10</sup>, ist wohl seit Jerrold Katz und Paul Postal die Forderung nach *B e d e u t u n g s g l e i c h h e i t* von Transformand und Transformant stärker in den Vordergrund gerückt.<sup>11</sup>

Meinem Versuch soll eine Grammatik zugrundegelegt werden, die in bezug auf Richtung der Vorgänge wertneutral ist, ich nenne sie versuchsweise *v a r i a t i v e* Grammatik. – Kurz ausgedrückt: Wenn eine Struk-

tur X in der Hochsprache mit einer Struktur Y in einer Mundart in Beziehung gesetzt wird, muß zuerst nachgewiesen werden, ob die eine als Variante der anderen angesehen werden kann. Hier ist die *Bedeutungsgleichheit* entscheidend. Wenn eine positive Entscheidung getroffen ist, muß nachgewiesen werden, ob X aus Y, Y aus X oder XY aus einer etwaigen dritten Struktur Z entstanden sind. Die Zeitdimension wird also erst auf der zweiten Arbeitsstufe eingeführt. — Als Erklärung der wechselnden Blickrichtung X — Y, Y — X sei folgendes vorausgeschickt: Dialektologie hat man nicht zuletzt aus dem Grunde betrieben, weil die Mundarten so viele ursprüngliche Züge bewahrt haben (vgl. das obige Zitat von Frings). Arthur Hübner hat bestimmt richtig gesehen, als er schrieb: "... nicht wenig, was im Vergleich zur Schriftsprache als mundartliche Sonderbildung erscheint, ist in Wirklichkeit nur altererbter, ehemals auch der Schrift gemäßer syntaktischer Gebrauch" <sup>12</sup>. — Dies stimmt nicht zuletzt für die sogenannten Reliktgebiete, an denen der Verkehr vorbeigelaufen ist oder die in fremdsprachlicher Umgebung abgeriegelt geblieben sind. — Andererseits darf man nicht davon absehen, daß es auch das gibt, was Hübner als "mundartliche Sonderbildungen" bezeichnet, die nicht weniger interessant und für die Betrachtung der Hochsprache in geschichtlicher Sicht von Bedeutung sind.

Statt mich nun weiter in theoretischen Erwägungen zu verlieren, ziehe ich es vor, ein paar Beispiele anzuführen, die sich mit der syntaktischen Komponente der Sprache beschäftigen und die zum großen Teil auf eigene Forschung zurückgehen.

Zunächst zwei einfache Sätze:

- (1) *Er bleibt liegen*
- (2) *Er bleibt stehen*

Jede Satzanalyse würde den verbalen Teil dieser Sätze analysieren als Finitum mit einfachem Infinitiv, und in der Form, wie diese Wendungen in der Hochsprache einschließlich der meisten Mundarten verwendet werden, scheint gegen eine derartige Analyse nichts Ernsthaftes einzuwenden zu sein.

Schwieriger wird ein solches Analyseverfahren aber in einigen bairischen Mundarten, vor allem in der Gegend Nürnberg — Richtung Eger, an der Grenze entlang bis nach Cham und in westlicher Richtung über Regensburg — Ingolstadt. Die entsprechenden *Wenkersätze* 14 und 25 finden sich innerhalb dieses Gebietes, allerdings mit recht unterschiedlicher Verbreitung, etwa in folgender Form:

- (1') *Er bleibt lieg ad*

(2') *Er bleibt st e i a d*

Nach Wenker finden sich völlig analoge Formvarianten in fremdsprachlicher (kaschubischer) Umgebung bei Deutschkrone in Ostpommern:<sup>13</sup>

(1'') *he blift l i g g a n t*

(2'') *he blift s t a u a n t*

Das Arbeitsverfahren Wenkers läßt keinen Zweifel daran, daß alle diese Formen mit denen der hochsprachlichen Ausgangssätze synonym sind, und sie dürfen also als Varianten betrachtet werden. — Vor allem die pommerischen Formen erlauben uns, die waagerechte variative Achse in senkrechter Richtung zu projizieren, wobei sie sich mit den älteren — etwa mittelhochdeutschen — Formen *liggende* bzw. *stende/stande* begegnen.

Dadurch erhält die Achse diachronischen Wert, und die mit *bleiben/blīwen* verbundenen Formen stellen sich genetisch als ursprüngliche Part.Präs. heraus. — In diesen und in weiteren bairischen Gegenden ist das Suffix *-ad* formbildendes Element für das Part.Präs. auch in anderer Funktion, z.B. attributiv: *e lafads Kind* ('ein laufendes Kind'), bei einigen Formen auch adverbial: *brinnad/siadad hoass* ('brennend/siedend heiß').

Allerdings ist die Endung *-ad* im Bairischen gleichzeitig die mundartliche Entsprechung des hochsprachlich nominalableitenden *-ig*.<sup>14</sup>

Es gibt aber verhältnismäßig wenig Fälle, in denen die Deutung unsicher wird. Ein solcher Fall wäre *hosad*, das entweder als Nominalableitung *\*hasig* (von *Hase*) oder als Part. Präs. *\*hasend* (von *hosn*/*\*hasen* = 'laufen wie ein Hase') interpretiert werden kann. (Eine geringe Anzahl Informanten hat die zweite Interpretation bevorzugt.) — Aus dem folgenden werden sich weitere Unterscheidungsmittel dieser Formen ergeben.

Welche Folgen haben nun diese Gegebenheiten für die Interpretation der Formen *stehen* und *liegen* mit *bleiben* in der Hochsprache? In der traditionellen Analyse wurden die Formen als Infinitive bezeichnet. Ist es nun möglich, sie als Partizipien zu bezeichnen, oder verfällt man dadurch der verpönten Vermengung von Synchronie und Diachronie? — Ich setze in einem solchen Fall kein großes Vertrauen auf die Intuition, und wenn die Antwort auf eine direkte Frage wahrscheinlich "Infinitiv" werden würde, steckt wohl in einer solchen Antwort ein beträchtlicher Teil Schulbildung und Gewohnheit. Ich selbst als Skandinavier darf natürlich hier nicht mitreden, weil die skandinavischen Sprachen wie das Bairische das Part. Präs. haben; ich meine aber, daß auch mancher sprachlich bewußte Deutsche sich über diesen Infinitiv Gedanken gemacht und ihn direkt als störend empfunden hat. Unbefangene deutsche Sprecher umschreiben auf Anfrage *stehen/liegen bleiben* mit '(als) ein stehender/liegender blei-

ben'. Eine adjektivisch-prädikative Deutung der Formen ist also für die Intuition eigentlich befriedigender und sollte auch als "Basisstruktur" gelten können, wenn man eine solche sucht.

Die objektive Bestätigung einer solchen Intuition erhalten wir, wenn wir die waagrecht-variative Achse nach dem Südhang des Thüringer Waldes mit dem Hennebergischen als Kerngebiet drehen. In diesem typischen Reliktgebiet hat man diesmal nicht "den altererbten Gebrauch", wie es bei Hübner hieß, bewahrt, im Gegenteil: es finden sich dort klare Neubildungen:

(1'') *er bleibt linnig/lennig*

(2'') *er bleibt stienig/stinnig*

In dem großen Mundartgebiet, das *d* nach *n* assimiliert und das *-n* im Infinitiv beibehält, fallen Inf. und Part. Präs. zusammen. Hier wird aber in mitteldeutschen und niederdeutschen Gebieten, die ich hier nicht genauer abgrenzen kann, der synkretisierten Form leicht ein *-ig* angehängt, wenn sie in attributiver oder prädikativer Stellung die Funktion eines Adjektivs übernimmt: *kokenig/kochenig*. Gerade dies ist im Hennebergischen offenbar auch mit *liegen* und *stehen* bei *bleiben* geschehen, nach meiner Ansicht ein starkes Indiz dafür, daß *liegen/stehen* als Infinitivformen in dieser Position störend gewirkt haben müssen. — Ein weiteres Indiz ist, daß sich im bairisch-fränkischen Grenzgebiet, d.h. z.B. in der Nürnberger Gegend, die Form *steinet* findet, deren *-et* also dem nördlicheren *-ig* entspricht und diesmal nicht das bairische *-ad*, *-end* sein kann, sondern, wie das *n* zeigt, auf *icht/ocht* zurückgeht, also dem nhd. *-ig* entspricht.

Zur weiteren Klärung der oben angeschnittenen Frage sollen unter entsprechenden Gesichtspunkten folgende Sätze behandelt werden:

(3) *es macht ihn schwitzen/laufen*

(4) *ich fand ihn dort liegen*

(5) *er hat Vieh im Stall stehen*

(6) *ich sah ihn dort stehen*

(7) *ich hörte ihn plärren/busten*

(8) *er geht hausieren/wallfahrten*

Diese Sätze sind die gekürzte Form einer Anzahl von Sätzen, die einer Befragung zugrundegelegt wurden. Die Befragung war ein Auswahltest, d.h. die Befragten sollten nach ihrem Sprachgefühl die Wahl treffen zwischen zwei bis vier als möglich angenommenen Satzformen.<sup>15</sup> Es wurden Fragebogen an etwa 300 Gewährspersonen des Bayrischen Wörterbuchs verschickt, und es liefen genau 270 Antworten ein, wovon rund 20 ande-

re – bedeutungsbeschreibende – Ausdrücke gewählt hatten und also ausscheiden mußten, so daß man von etwa 250 Antworten ausgehen kann. Sätze wie die obigen werden in der GT-Grammatik, wie z.B. von Manfred Bierwisch, auf zwei Basissätze zurückgeführt:

1. *Ich fand/sah etc. ihn/es*
2. *Er/es lag/stand etc.*

Es findet dann nach Bierwisch eine Einbettung des zweiten (Konstituentensatzes) in den ersten (Matrixsatz) nach bestimmten Regeln statt.<sup>16</sup> (Ob Bierwisch auch bei *machen* dieselbe Transformation unternehmen würde, möchte ich allerdings bezweifeln.) – Nebenbei bemerkt, hat man wahrscheinlich durch diese Zurückführung des Ausgangssatzes auf eine konkrete Situation und einen konkreten Vorgang bereits den Boden der Sprache verlassen, so daß man statt einer sprachlichen Grundstruktur das physisch Vorliegende, das, was Eugenio Coseriu als "die Bezeichnung" ansieht, beschreibt.<sup>17</sup>

Danièle Clément geht es eher darum, die beiden Realisierungsmöglichkeiten: 1. *Ich fand, sah etc. ihn/es liegen, stehen etc.* und 2. *Ich fand, sah etc., daß er/es da lag, stand etc.* auf eine gemeinsame Tiefenstruktur zurückzuführen, die vielleicht anders aussehen müßte als die beiden Sätze bei Bierwisch.<sup>18</sup> – Das wichtigste ist, daß auch bei ihr, wie entsprechend bei Bierwisch, die Verbalformen *liegen, stehen etc.* als *Infinitive* betrachtet werden.

Das Ergebnis der Befragung zeigt aber, daß im Bairischen auch hier – etwas unterschiedlich auf die Sätze verteilt – die Verbalform auf *-ad*, jedenfalls als Nebenform, bei einigen der Befragten in der Oberpfalz als die einzig mögliche Form erscheint. Die Sätze werden unten in etwas normalisierter Form aufgeführt, mit Angabe der Belegzahlen der einzelnen Formen:

(3') <i>es macht ihn s c h w i t z a d / l a f f a d</i>	: 234
(4') <i>ich fand ihn dort l i e g a d</i>	: 143
(5') <i>er bat Vieh im Stall s t ä i h a d</i>	: 40
(6') <i>ich sah ihn dort s t ä i h a d</i>	: 35
(7') <i>ich hörte ihn p l ä r r a d / h u o s t a d</i>	: 9
(8') <i>er geht h a u s i e r a d : 5 / w a l f a r t a d : 0</i>	

Beispiel (8) wurde nur zur Kontrolle herangezogen. Bekanntlich kann *gehen* sowohl mit dem finalen Infinitiv als auch mit einem "freien" prädikativen Part.Präs. konstruiert werden, die letztere Fügung war von vorneherein nur für *hausieren* als möglich angesehen, was sich durch eine



– allerdings sehr geringe – Anzahl Belege mit *-ad* bestätigt.

Eine weitere Bestätigung des adjektivisch-prädikativen Charakters dieser Form auf *-ad* ergibt sich aus folgenden Beobachtungen: Bei *finden* und *sehen* – also Satz (4) und (6) – findet sich nicht selten eine flektierte, mit dem unbestimmten Artikel substantivierte Form mit *als*, nach einem Gewährsmann in Laufen sogar mit ausgehendem Nasal: *ois an liegadan* und in Schrobenhausen mit Nasal in der Partizipalendung: *stehanda*, sonst ohne Nasal:

(4'') *ich fand ihn dort a s a l i e g a d a* : 31

(6'') *ich sah ihn dort a s a s t ä i h a d a* : 18

Diese Ausdrucksweise wird teils als gleichwertige Variante zur oben angegebenen, teils mit Bedeutungsunterschied, seltener als die einzig mögliche aufgeführt. Diese Varianten mit *als* und substantivierter Partizipialform entsprechen den oben angedeuteten Laienparaphrasen mit *bleiben*: *bleibt (als) ein stehender* und könnten vielleicht eher denn Bierwischs zwei Ausgangssätze und Danièle Cléments *daß*-Satzparaphrase als Basisstruktur der Inf.-Fügung angesetzt werden.

Etwaige variative Formen aus dem Hennebergischen waren leider in diesem Falle bisher nicht zu ermitteln, aber in dem recht unvollständigen "Thüringischen Wörterbuch" Spangenberg's habe ich zwei Belege gefunden (beide so weit östlich wie Pößneck), von denen ich die wesentlichen Teile unten hervorhebe:

1. *ich wall der gu garn aushelfe, ober ich hob olle weile ke Gald liech nich.*
2. *sinsten gob es heite, wosn steif un fest dron gleebe toten, do s s man ch eener annre Leite kennt stieb n i g m a - c h e.*<sup>19</sup>

Durch Projektion dieser variativen Formen auf *-ad* mit der Ableitung auf *-ig* in die Vertikale begegnen sie sich mit entsprechenden Partizipalfügungen im Mhd. Es wären Fälle zu erwähnen wie:

*ich sol dich wol m a c h e n a n d e r s r e d e n d e* (Nik. v. B. 142); *dō s t d e n b o t e n k o m e n d e ... s a c h* (Nib. 225,1); *den ich da s t e n d e v a n t* (Iw. 282); *so h o e r e i c h w a c h e n d e b i m i r e i n e s t i m m e* (Nik. v. B. 256); *wan e z h e t e d i u v i l s ü e z e i r l i e b e n h e r r e n f ü e z e s t a n d e i n i r s c h o z e n* (Arm. Heinr. 461).

Daneben sind aber bekanntlich auch Belege für den Inf. bei denselben Verben zu verzeichnen: *daz man hat wirdichleich g e s e h e n d e n e d l e n b i e u f e r d e n l e b e n* (Suchenw. 12.26); auch ahd. ... *s a h s i u d r u t i n*

*standan* (O. V, 7, 44); und got.: *gasa i h w i p sunu mans us ste i - gan* (Joh. 6.62); *man horte in sere vleben* (Parz. 414, 12); ahd.: *then fater hort er sprechan* (O. I, 25, 15); *do vunden si da sitzen ein engel wizen* (Ava 1839); ahd.: *thesan fundum es ... quedan* (dicentem; Tat. 194, 2).<sup>20</sup>

Wie vor allem das zuletzt zitierte Tatian-Beispiel zeigt, in dem der Inf. *quedan* ein lat. Part. Präs. übersetzt, sind die Formen hier bei weitem nicht so eindeutig partizipial wie in (1) und (2) mit *bleiben*. Umso stärker machen sich aber die Präs. Part.-Formen im heutigen hochsprachlichen Gebrauch bemerkbar, indem jedenfalls bei (4), (5) u. (6), vielleicht sogar bei (8), Varianten mit Part. Präs. vorkommen: (4) *Ich fand ihn dort liegend*, (5) *er hat Vieh im Stall stehend*, (8) *er geht hausierend (herum)*. — Solche Varianten gab es bei *bleiben* nicht.

Als der bekannte dänische Linguist Paul Didriksen in den vierziger Jahren seine Grammatik der dänischen Sprache herausgab, hat er den Infinitiv und den Konj. des Präs. als eine Form mit syntaktischen Varianten bezeichnet, weil der Wegfall des *-n* im Inf. bereits in der Urzeit hier einen Synkretismus bewirkt hatte.<sup>21</sup> Es entspann sich daraus eine Diskussion, wobei man diese terminologische und begriffliche Kühnheit als einen zu weitgehenden strukturalistischen Schritt rügte, ohne darauf zu achten, daß z. B. im Deutschen Benennungen bestehen, die in dieser Hinsicht nicht sehr viel besser sind. Zugegeben, daß es im Deutschen ein eindeutiges Part. Präs. auf *-end* gibt, verwendet man nämlich in der deutschen Grammatik seit jeher die Bezeichnung "Infinitiv" auch für Formen, die sich variativ-diachronisch als Part. Präs. herausstellen und die auch intuitiv als solche empfunden werden, d. h. in einer "tieferliegenden Struktur", die sich diesmal *i n n e r h a l b d e r S p r a c h e*, nämlich im semantischen Bereich befindet, Part. Präs. sind — "Basisstrukturen", von denen aus an die "Oberfläche" transformiert werden kann, ohne gegen die Diachronie zu verstoßen.

Das zweite Beispiel, das ich kurz vorführen möchte, entstammt dem modalen Bereich der Syntax, und wir wollen auch hier die variative Perspektive auf die Mundart, und zwar auf das *N i e d e r d e u t s c h e*, richten. — Das Niederdeutsche ist nämlich vor allem dafür bekannt, daß es keine Möglichkeit hat, Konjunktiv und Indikativ zu unterscheiden, sei es daß der Indikativ als einzige Form beide Modi übernommen hat oder der Konjunktiv, wie oft im Prät. der starken Verben. Ohne daß diese Frage m. W. jemals ernsthaft untersucht worden ist, nimmt man an, die Modalverben seien hier als Ersatz für die fehlende formale Modusdistinktion eingetreten. Bekanntlich steht auch in der Hochsprache der präsensische

voluntative Konjunktiv, wie auch der Imperativ, in einem Austauschverhältnis zu gewissen Modalverben, und hier ist eine solche Annahme auch in der Mundart mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden. — Etwas anders verhält es sich in dieser Hinsicht mit dem sogenannten "Irrealis", bei dem auch "Ersatzfügungen" mit den Modalverben und dazu noch mit *dōn* vermutet wurden. Dieses letztere ist vor allem von Gisbert Keseling behauptet worden: Es hat "sich für den Irrealis eine zusammengesetzte Verbform mit *doon* herausgebildet (*as wenn bei em dat glōben dee*)".<sup>22</sup>

Aus Raumgründen kann ich hier keinen detaillierten Gegenbeweis führen, aber daß Keselings Behauptung anfechtbar ist, geht aus folgenden Feststellungen hervor, die, obwohl sie bereits in den Hauptzügen bekannt waren, von Keseling nicht beachtet wurden, die ich aber habe nachprüfen können: *dōn* ('*tun*') ist im Nd. eine klare Proverbform, die es erlaubt — nicht nur in Nebensätzen, sondern überhaupt —, das im Infinitiv stehende Verb stärker zu akzentuieren, als es die finite Form erlauben würde. Dieser Gebrauch verteilt sich auf drei Typen:

1. *drinken deit he nich mehr*
2. *ik will weeten, wat bei drinken deit*
3. *he deit doch nich drinken!*

In allen drei Fällen ist der Infinitiv hervorgehoben. Um es in unserem Zusammenhang so anschaulich und einfach wie möglich auszudrücken: 3. ist das Spiegelbild von 1., einmal steht *drinken* (nach Erich Drachs Terminologie) an der "Eindrucksstelle" (3.), einmal an der "Ausdrucksstelle" (1.), in 2. steht es dort, wo bei Endstellung des Verbs die hervorzuhebenden Verbteile und Verbzusätze wie Partikeln etc. zu stehen pflegen.

Mit dem Prät. Ind./Konj. verhält es sich nicht anders:

- 1.' *drinken dee he nich mehr*
- 2.' *ik will weeten, wat bei drinken dee*
- 3.' *he dee doch nich drinken!*<sup>23</sup>

Daß außer dieser hervorhebenden Funktion, die dem Verhältnis zwischen Pronomen und extraponiertem Substantiv (etwa in: *diesen Mann, den meine ich nicht*) verwandt ist, der *dōn*-Umschreibung ein modaler Inhalt zukommen sollte, ist bei dieser Distribution unwahrscheinlich.

Und wie verhält es sich nun mit dem behaupteten Ersatz des präteritalen Konjunktivs durch Modalverbperiphrasen? — Zunächst zur Aufklärung: Nicht allen niederdeutschen Mundarten fehlt die Distinktion zwischen Konjunktiv und Indikativ. Wie bereits Ferdinand Holthausen nachgewie-

sen hat, kennt das südliche Westfalen eine solche Unterscheidung, und Torsten Dahlberg stellt sie für das Süd-Ostfälische fest.<sup>24</sup> Wir haben es also mit einem Fall zu tun, in dem eine Mundartgrenze — allerdings eine sehr gestaffelte — ein Stammesgebiet durchquert.

Ich bringe im folgenden die Ergebnisse einer kleinen Befragung von westfälischen Mundartsprechern. Allerdings handelt es sich diesmal um einen Übersetzungstest, aber da mein Hauptinformant Felix Wortmann war, mit Abstand der beste Kenner dieser Mundarten, halte ich die Ergebnisse trotzdem für recht zuverlässig. — Mit dem Formenbestand von Wortmanns Heimatort Mühede, Kreis Arnsberg, lauten die Sätze<sup>25</sup>:

	Ind.
( 4 ) <i>et is eam, ä wane spaike s ö</i>	<i>so</i>
( 5 ) <i>et k ü n sliema woan sein</i>	<i>kon</i>
( 6 ) <i>düt d r ö f t e woal dat richtige dream</i>	<i>drofte</i>
( 7 ) <i>k ö n e s t e mi n bietkn helpm?</i>	<i>koneste</i>
( 8 ) <i>dat d ä ' k nich chean</i>	<i>dä</i>
( 9 ) <i>dat b ä r e s t e beate maken kont</i>	<i>hareste</i>
(10) <i>wane dat peat men k ö f t e !</i>	<i>kofte</i>
(11) <i>et s ö l mi frögn, wank ik et b e k ä m e</i>	<i>sol ... bekam</i>
(12) <i>wan diu säu v ö l e s ä r i e k m ö c h t e</i>	<i>woles ... mochte</i>

Wie die rechts angeführten Indikativformen zeigen, sind hier nicht nur distinktive Konjunktivformen schlechthin vorhanden, sie kommen sogar dort vor, wo sie in der Hochsprache fehlen: *köfte* — *kofte* (10), *söl* — *sol* (11), *wöles* — *woles* (12). Außerdem ist trotz des *kaufen täte* der Vorlage *köfte* benutzt, und auf direkte Frage wurde die *dön*-Umschreibung als ungebräuchlich angesehen, was Keselings Hypothese bereits erheblich widerspricht. Dazu kommt noch, daß *dön* als einziges Verb Formenzusammenfall aufweist. Die schwachen Verben haben eigene Konjunktivform, soweit der Vokal umlautbar ist, (außer *köpen*) z.B. *brüken*: *brüchte* — *bruchte*. Auch nicht ein etwaiges 'kaufen würde' könne als *köpen wöa* wiedergegeben werden, obwohl *wöa* in der Mundart gegenüber *woa* distinktiv ist. Der Grund dürfte nach Wortmanns Angabe der sein, daß *wöa* für *würde* leicht mit der mundartlichen Form für *wäre* zusammenfällt.

Nach dem Norden hin nimmt die Zahl der distinktiven Verben ab, und in Höhe von Münster-Coesfeld scheint, nach den Antworten zu urteilen, in den obigen Beispielen eine klare Opposition nur bei den Verben *dürfen*, *können*, *mögen* und *haben* zu bestehen; man könnte in diesem Über-

gangsgebiet von "Modalverben" in dem etwas ungewöhnlichen Sinne sprechen, daß sie am zähesten an einer Konjunktivform festhalten und somit Träger des modalen Systems sind, nicht aber weil sie etwa für den Konjunktiv einträten.

Etwa in der Höhe von Bentheim-Osnabrück scheint aber jede formale Opposition aufzuhören, und die Frage erhebt sich dann, wie man nördlich dieser Grenze Sätze wie die eben behandelten gestaltet. Die Antwort lautet: Eigentlich genauso. In der Satzgestaltung sind keine oder jedenfalls so geringfügige Abweichungen zu verzeichnen, daß sie nicht als relevante Unterschiede gelten können. Dieser Tatbestand muß einen zum Nachdenken bringen, warum und wieso eine Formendistinktion, die in einem Mundartgebiet sogar mit einem größeren Formenreichtum als in der Hochsprache hervortritt, in der Nachbarmundart einfach ausbleiben kann. Etwas zugespitzt kann die Frage folgendermaßen gestellt werden: Wenn ein "Konjunktiversatz" eigentlich nur in der Phantasie einiger Linguisten zu bestehen scheint, wie wird dann dieser Modus dort ausgedrückt, wo Konjunktiv und Indikativ formal gleich sind?

Um diese Frage zu klären zu versuchen, drehen wir noch einmal unsere variative Achse nach dem Süden, genauer gesagt nach dem Alemannischen und dem Bairisch-Österreichischen. Unten sind die Sätze zuerst in angenähertem Züridütsch aufgeführt, rechts davon die relevanten Verbalformen in einer Mundart bei Wien:

- |  |                                |
|--|--------------------------------|
| ( 4') <i>Es schint' em als g' s ä c h t r G'schpängschtr</i>     | /sächad                        |
| ( 5') <i>Es c h ö n t schlimmer gsi si</i>                       | /könnad                        |
| ( 6') <i>daas d ö r f t i wol s Richtigi traffe</i>              | /derfad                        |
| ( 7') <i>c h ö n t i s c h t u mir öppis hälfe?</i>              | /könnad                        |
| ( 8') <i>das t ä t i c h nöd gärn</i>                            | /tat/tät                       |
| ( 9') <i>das b ä t t i s c h t u besser mache chönne</i>         | /bättst                        |
| (10') <i>wänner das Ross nu c h a u f e w ü r d / t ä t ..</i>   | /kaufen tat/                   |
|  | <i>c h a u f t i kaufad</i>    |
| (11') <i>es würd mich freue, wännich's ü b e r c h ä m t i /</i> | /kriegad                       |
|  | <i>ü b e r c h o w ü r d i</i> |
| (12') <i>Wänn du w e t t i s c h wien ich m ö c h t</i>          | /wolladst ...                  |
|  | <i>möchadst</i>                |

Die Verbalformen sind in beiden Mundarten lautgerechte Präteritumformen und gehören — abgesehen von *tät* — der schwachen Flexion an; gleichzeitig haben sie aber den Umlaut als Moduszeichen für den Konjunktiv.

Wenn wir vorläufig den Tatbestand kurz zusammenfassen wollen, gibt es also im Süden (Al. und Bair.) sowohl Tempusformen als auch Modusformen, sie sind aber beide im Modusystem aufgegangen. Ein Prät.Ind. gibt es nicht, die Zeitstufe der Vergangenheit wird anders ausgedrückt. — Im Südniederdeutschen gibt es sowohl Konjunktivformen als Tempusformen mit getrennter Funktion. — Im Nordniederdeutschen fehlen distinktive Konjunktivformen vollkommen, das Tempusystem ist dagegen intakt.

Eine Rückprojizierung auf mhd. bzw. mnd. Formen hat hier wenig Sinn, da dieser Wandel später erfolgt ist, und mit dem langwierigen Prozeß des Präteritumschwundes im Süden, mit dem sich Kaj B. Lindgren<sup>26</sup> eingehend beschäftigt hat, brauchen wir uns auch nicht weiter auseinanderzusetzen; uns interessiert vor allem eine annehmbare Interpretation des obigen Tatbestandes. Eine solche dürfte die folgende sein:

Wie vor allem Roman Jakobson herausgearbeitet hat<sup>27</sup>, herrscht zwischen den sogenannten markierten und den sogenannten unmarkierten Formen Einbahnverkehr: Die unmarkierten können für die markierten eintreten, aber nicht umgekehrt die markierten für die unmarkierten. Das unmarkierte Präsens kann z.B. durch Kontext und/oder Situation auf die Vergangenheitsstufe übertragen und als Präs.hist. — oder wie man es sonst nennen will — verwendet werden. Umgekehrt kann aber nicht das Präteritum auf die Gegenwartsstufe übertragen werden und sich mit dem Zeitinhalt des Jetzigen vertragen. Wenn es aber trotzdem in einem Gegenwärtigkeitskontext verwendet wird, verwandelt sich offenbar die zeitliche Markierung der Form in eine modale Markierung. Diese wäre dann der eigentliche "Konjunktiversatz". Unsere Beispiele können sich mit einem "Jetzt" vertragen, und auch in der nordwestfälischen Form ohne Modusmarkierung haben sie alle einen deutlich modalen Wert, der dem des Konj.Prät. gleich ist.

Warum nun trotzdem die südwestfälischen Mundarten nicht nur ihre Konjunktivformen bewahrt, sondern auch ihre Zahl vergrößert haben, ist eine schwierige Frage, auf die ich keine völlig befriedigende Antwort gefunden habe. — Allerdings fällt auf, daß die hier vertretene Mundart in einem etwas ambivalenten Verhältnis zum Dentialsuffix steht: Häufig fehlt es, manchmal ist es da. Nach der obigen Interpretation könnte aber eine starke Neigung zur Weglassung des Präteritumsuffixes eine gute Erklärung dafür abgeben, daß sich das formale Modusystem durch Vermehrung der Formen verstärkt. Diese Dinge sind aber viel zu wenig untersucht.

Interessant ist es jedenfalls, daß die alemannischen und bairischen Mundarten dasselbe erreichen, indem sich dort das präteritale Dentalsuffix verstärkt. Im Beispiel (4) scheint die umgelautete starke Verbalform nicht zu genügen; ein Suffix *-ti* bzw. *-at* tritt leicht hinzu, damit die richtige Modusmarkierung erzielt wird. Das Dentalsuffix scheint also bei dieser modalen Deutung auf einer höheren Rangstufe zu stehen als die eigentliche Konjunktivform.

Zur Veranschaulichung kann auch diesmal eine intuitive Reaktion angeführt werden, aber hier nicht als Neubildung in einer Mundart, wie bei dem *-ig* des Part.Präs. im Hennebergischen, sondern auf der ontogenetischen Stufe der Kindersprache: (13)... *denn kämte die Blüte von der Tagelilie raus, wenn ich sie eine Geschichte erzählte* (M. Hausmann, Martin, S. 19) — Dies ist die Antwort des 5jährigen Martin auf die Frage des Vaters, warum er seiner Tagelilie Geschichten erzählt. Der Norm nach müßte *käme* genügen, aber das reicht für den kleinen Martin nicht aus: es gehört etwas mehr dazu, um diesen gedachten Fall auszudrücken, und er hängt spontan ein *-te* an. — Ein 5jähriger Junge würde auf keinen Fall *kamte* für *kam* sagen.

Um zum Abschluß kurz zu zeigen, wie sich dies in der Hochsprache verhält, entnehme ich Siegfried Jägers "Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs" den Satz (14): *Wenn man ihn lobte, erholte er sich schnell.*<sup>28</sup> Dieser Satz ist, isoliert gesehen, ambig, und seine Bedeutung ändert sich je nach Kontext und Situation: a) ... *Das hielt aber nie lange vor.* — b) *Er ist bisher noch nie gelobt worden.* ... Im Vergangenheitskontext (a) behält das Präteritum die zeitliche Markierung, und *wenn* heißt *jedesmal wenn*. Im Gegenwartskontext (b) geht nach der oben beschriebenen Regel die zeitliche Markierung in eine modale über, *wenn* erhält die Bedeutung *falls*, und es bildet sich ein sogenannter Irrealis.

Nach dem, was oben über die Form des Part.Präs. gesagt wurde, müßte es inkonsequent erscheinen, in diesem zweiten Fall nicht von einem Konjunktiv sprechen zu wollen. Es muß aber als wenig naheliegend gelten, hier die Bezeichnung "Konjunktiv II" zu wählen, ohne im Terminus das Tempus zum Ausdruck kommen zu lassen. Denn es ist mehr Präteritum als Konjunktiv, d.h. das Tempus ist immer explizite ausgedrückt, der Modus nicht; der modale Inhalt kann die Folge einer Sekundäreinwirkung des Tempus sein, wenn, wie hier, das formale Element für Konjunktiv fehlt. Es werden für die Bezeichnung "Konjunktiv II" pädagogische Gründe angeführt. Es scheint aber schwer vertretbar, eine wissenschaftlich schlecht zu begründende Bezeichnung als pädagogisch besonders glücklich gelten zu lassen. Sei es, daß man vom "Präteritum" oder von der "zweiten Stammform" spricht, müßte es richtiger erscheinen, durch den Terminus zu zeigen, daß die Form auch in dieser sekundären Verwendung hierhergehört. In der primären, temporal markierten, modal

unmarkierten Verwendung ist sie imstande, eine Zeitstufe zu bezeichnen, in dieser zweiten – modal markierten – Verwendung verwandelt sich eben diese Zeitbedeutung in eine modale Bedeutung, mit dem Ergebnis, daß die Form temporal unmarkiert wird und keine Zeitstufe bezeichnet. – Man nennt ja auch nicht den in einem gewissen Sinn "umgekehrten" Vorgang – das historische Präs. – etwa "Präteritum II".

Ich habe versucht, ein paar zentrale Bereiche der verbalen Morphosyntax im Lichte einer als "variativ" bezeichneten Methode zu betrachten. Das Bild, das sich ergeben hat, ist vielleicht nicht so einfach. Hoffentlich sind durch diese Methode doch einige Züge klarer hervorgetreten und vielleicht auch folgerichtiger behandelt worden, als es in den gängigen modernen Methoden meist geschieht, die hinsichtlich der hier behandelten Erscheinungen als hypertraditionell gelten müssen. – Auch hat die obige Darstellung hoffentlich erwiesen, daß man der strengen Forderung nach vollständiger Erforschung jedes der übereinandergelagerten Sprachsysteme nicht zu gehorchen braucht, um diachronische Linguistik zu betreiben; die Einstellung der waagerechten Perspektive nach den einzelnen diatopisch festgelegten Richtungen hat uns – wie ich hoffe – erlaubt, Einzelphänomene und Teilsysteme für sich zu behandeln, ohne ihre systematischen Zusammenhänge aus dem Auge zu verlieren.

## Anmerkungen

- 1 Hermann Aubin/Theodor Frings/Josef Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Bonn 1925, S. 135.
- 2 Hermann Osthoff/Karl Brugmann, Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen I, Leipzig 1878, S. IX.
- 3 Otto Bremer, Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten in Form einer Kritik von Wenkers Sprachatlas des deutschen Reiches. Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten III, Leipzig 1895, S. 523.
- 4 Eduard Sievers, Grundzüge der Phonetik. Bibliothek indogermanischer Grammatiken I, 31885, S. 103.
- 5 Vgl. Helmut Richter, Tradierung von Lautsystemen oder Vererbung? In: *Phonetica* 8, 1962, S. 73 ff. – In seiner Schlußfolgerung drückt Richter seine Skepsis in folgender Weise aus: "Die Tatsachen, die als angebliche Bedingtheit von Lautsystemen ins Feld geführt werden, fügen sich den Einsichten über die Existenz biologischer Grenzen der Tradierung ein, ohne daß von der Auffassung abgegangen werden müßte, daß der Lautstand von Sprachen traditionsbedingt ist." (Ebd. S. 91).
- 6 Karl Bohnenberger, Über die Ostgrenze des Alemannischen, in: PBB 52, 1928, S. 217-291.



- 7 Gaston de Paris, *Les Parles de France. Revue de Patois galloromans* II, 1888, S. 163 f.
- 8 Karl Haag, Sieben Sätze über Sprachbewegung, in: *ZDM* 1, 1900, S. 141.
- 9 Gustav Millardet, *Linguistique et Dialectologie romanes*, Montpellier u. Paris 1923, S. 256.
- 10 Emmon Bach, *An Introduction to Transformational Grammars*, New York, Chicago, San Fransisco 1966, S. 69.
- 11 Jerrold Katz/Paul Postal, *An integrated theory of linguistic descriptions*, Cambridge, Mass. 1964, S. 157.
- 12 Arthur Hübner, *Die Mundart der Heimat*, Breslau 1925, S. 64.
- 13 Siehe Übersichtskarten in Verf., *Studien zum deutschen Futur*, in: *Årbok for Universitetet i Bergen Hum. Serie 2*, Bergen/Oslo 1962, S. 44 u. 45.
- 14 Vgl. Ingo Reiffenstein, *Endungszusammenfall (Suffixsynkretismus) in diachronischer und synchronischer Sicht*, in: *Sprache – Gegenwart und Geschichte = Sprache der Gegenwart* 5, Düsseldorf 1968, S. 174.
- 15 Die Informanten wurden auch gebeten, die Sätze, die dem Sprachgebrauch der Gegend entsprachen, in der mundartlichen Aussprache wiederzugeben. Da dabei fast immer Laienschreibung benutzt wurde, wird hier und im folgenden keine Lautschrift verwendet.
- 16 Manfred Bierwisch, *Grammatik des deutschen Verbs = Studia grammatica* II, Berlin 1965, S. 122 f.
- 17 Eugenio Coseriu, *Semantik, Innere Sprachform und Tiefenstruktur*, in: *Folia Linguistica* IV, 1970, S. 56 ff. – Ich schließe mich dieser Ansicht umso eher an, als ich während eines Aufenthaltes in Columbus/Ohio denselben Standpunkt vertreten habe in Diskussionen mit Charles Fillmore über seine "Tiefenkasus".
- 18 Daniele Clement, *Satzeinbettungen nach Verben der Sinneswahrnehmung im Deutschen*, in: *Probleme und Fortschritte der Transformationsgrammatik*, hrsg. v. Dieter Wunderlich = *Linguistische Reihe* 8, München 1971, S. 245 ff.
- 19 Thüringisches Wörterbuch, hrsg. von Karl Spangenberg, Bd. 4, Berlin 1967, Sp. 280 und 400. Karl Spangenberg hat mir brieflich weitere Beispiele geliefert, z.B.: *do hatten de Liete anne grusse Gelle mät Wasser in Hofe stiebnig* (Arnstadt); *ich habe ein paar Kühe im Stall stiebnig* (Altenburg); *dreihundert Mork hob ich uf dr Sporkasse stiebnig* (Pößneck); *die Hexe kann stiebnig machen* (Saalfeld, Hildburghausen, Sonneberg, Pößneck). – Von diesen Formen auf -ig sind wohl die "gutturalisierten" Formen auf -ing, das als echte Partizipialendung anzusehen ist, zu unterscheiden, obwohl man nicht von späteren Analogien und Kontaminationen absehen kann; siehe hierzu Theodor Frings und Ludwig Erich Schmitt, *Gutturalisierung*, in: *ZMaF* 18, 1942, S. 49 - 58; vgl. Verf., *Studien zum deutschen Futur* (Anm. 13), S. 67.
- 20 Zitiert nach Otto Behaghel, *Deutsche Syntax*, Bd. 2, S. 388 f. und 324.

- 21 Paul Didriksen, *Elementær Dansk Grammatik*, Kopenhagen<sup>3</sup> 1962, S. 26: "Optativ og Infinitiv falder sammen i alle Verber og maa efter det danske Sprogs Struktur betragtes som een Form med to syntaktiske Varianter."
- 22 Gisbert Keseling, *Erwägungen zu einer überregionalen Syntax der nieder-deutschen Mundarten*, in: *Gedenkschrift für William Foerste*, hrsg. von Dietrich Hofmann, Köln und Wien 1970, S. 361 f.; vgl. *NdJb.* 1968, S. 145 ff.
- 23 Vgl. Otto Mensing, *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch*, 5 Bde, Neumünster 1927-35, unter *don*; siehe auch: Johannes Erben, 'Tun' als Hilfsverb im heutigen Deutsch, in: *Festschrift für Hugo Moser*, hrsg. v. Ulrich Engel et al., Düsseldorf 1969, S. 47 ff., wo Beispiele aus mehreren Mundarten gebracht werden.
- 24 Ferdinand Holthausen, *Die Soester Mundart. Lautlehre und Formenlehre nebst Texten*, Nord 1886, S. 59 u. passim; Thorsten Dahlberg, *Die Mundart von Droste 2*, Lund 1937, S. 18 ff.; ders., *Zum neuostfälischen Konjunktiv*, in: *NdKb.* 65/4, 1958, S. 63.
- 25 Die hochdeutschen Ausgangssätze lauteten: (4) *es ist ihm, als s ä h e er Gespenster*; (5) *es k ö n n t e schlimmer geworden sein*; (6) *dies d ü r f t e wohl das Richtige treffen*; (7) *k ö n n t e s t du mir etwas behilflich sein?* (8) *das t ä t e ich nicht gern*; (9) *das h ä t t e s t du besser machen können*; (10) *wenn er das Pferd nur kaufen t ä t e / w ü r d e!* (11) *es w ü r d e mich freuen, wenn ich es b e k ä m e*; (12) *wenn du so w o l l t e s t, wie ich m ö c h t e*.
- 26 Kaj B. Lindgren, *Über den oberdeutschen Präteritumschwund*, in: *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, Ser. B 112, 1, 1957; ders., *Über Präteritum und Konjunktiv im Oberdeutschen*, in: *Neuphil. Mitt.* 64, 1963, S. 264 ff.; vgl. Ingerid Dal, *Zur Frage des süddeutschen Präteritumschwundes*, in: *Indogermanica* (Festschrift für W. Krause), Heidelberg 1960, S. 1 ff.
- 27 Roman Jakobson, *Zur Struktur des russischen Verbums*, in: *Charisteria Guilelmo Mathesio quinquagenario oblata*, Praha 1932, S. 74.
- 28 Siegfried Jäger, *Empfehlungen zum Gebrauch des Konjunktivs = Sprache der Gegenwart* 10, Düsseldorf 1970, S. 36.